

Thuri [Fortsetzung]

Autor(en): **M.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 25

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636876>

Nutzungsbedingungen

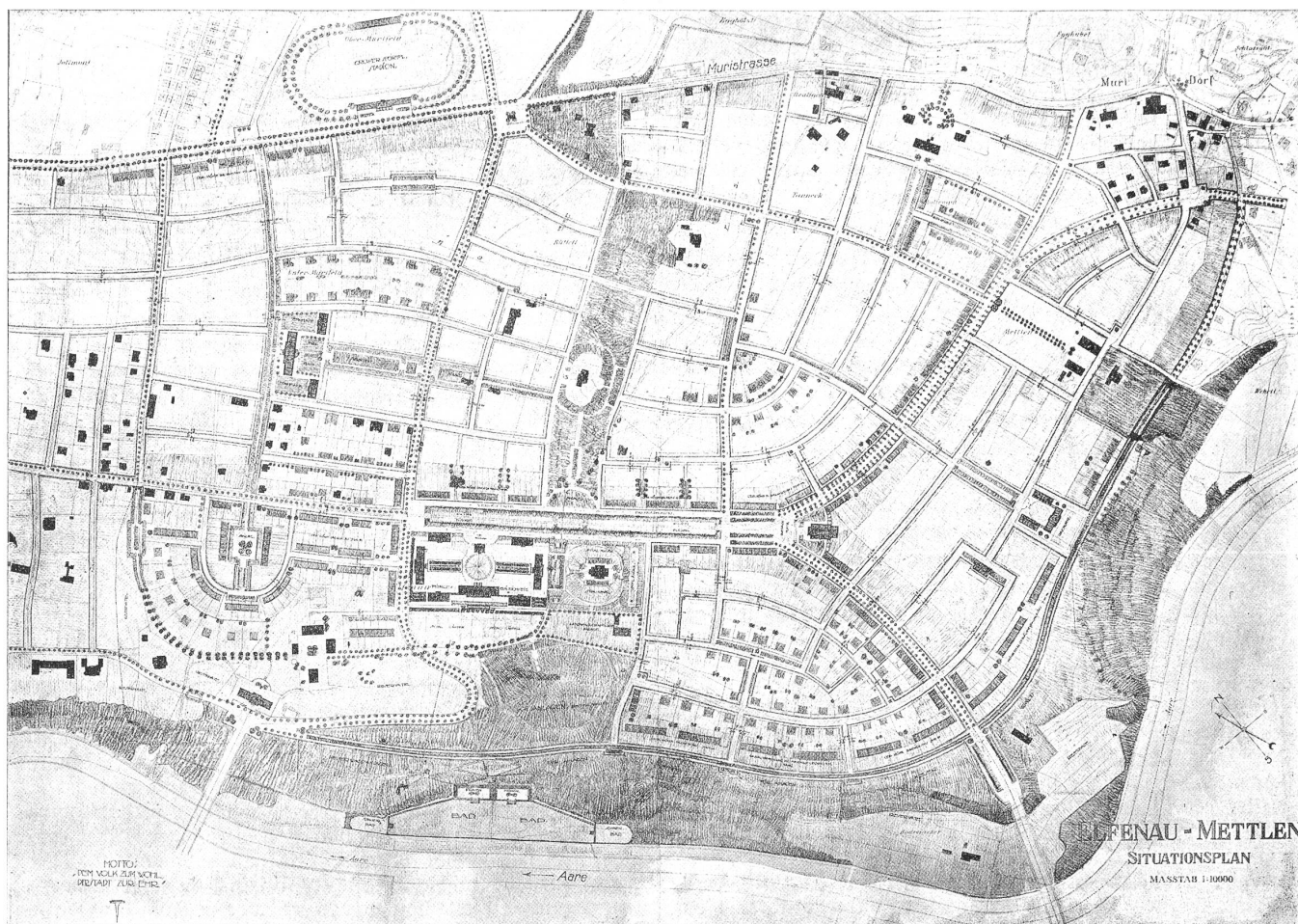
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Zum Ideen-Wettbewerb für die Bebauung des Elfenau- und Mettlengebietes.

Der mit dem 1. Preis (Sr. 4000) bedachte Entwurf der Architekten W. v. Gunten und W. Kuenz, Bern. Mitarbeiter Ingenieurbureau Losiger, Burgdorf.

von Muri, im Süden vom Aarelauf und im Westen von dem von der Muri-Strasse her gegen das Elfenaugut und die Elfenau-Brücke (siehe Entwurf) hinunter laufenden (auf dem Entwurf mit einer Baumreihe versehenen) Elfenauweg.

Wir erkennen auf dem Entwurf die beiden Aarebrücken, unten links die Elfenau-Grünau- und unten rechts die Muri-Rehras-Brücke. Beide sind als halbe Hochbrücken gedacht. Dazwischen liegen die im Plane zu einer Badeanstalt ausgebauten „Gießen“; diese Badeanstalt wird vom Preisgericht als „nicht erwünscht“ gestrichen. Auch wird die vorgeschlagene Aufforstung im Elfenaugut (im Entwurf direkt über der Bad-Anlage) und an der Rehras-Brücke mißbilligt; dafür hätte nach dem Urteil das Mettlenhölzli (rechts vom Elfenauhölzli) stehen bleiben sollen. Lobend wird dagegen die Anlage der hoch am Aarehang hingeführten Promenadenstrasse erwähnt. Sie muß eine herrliche Aussicht auf das Aaretal und die Alpen gewähren.

Der Platz für den Bургerspital ist östlich der heutigen Elfenaugeländegruppe gedacht, anschließend an die breite Hauptstrasse, die die Brunnadernstrasse nach Südosten verlängert, bis sie sich auf dem Niedackerplatz, der durch ein monumentales Gebäude mit Grünanlagen wirkungsvoll abgeschlossen wird, in einen östlichen (nach Muri führenden) und einen südlichen (nach der Brücke zielenden) Arm gabelt. Die Bodenwelle, die sich vom Egghölzli her über das Lehrerinnenheim gegen die Elfenau hinabzieht, soll nach dem Entwurf als Grüntreifen dem Quartier erhalten resp. dazu erweitert werden.

In das Feld links oben ist das Quartierschulhaus hineingestellt. Nördlich der Muri-Strasse und des Egghölzli platziert

das Projekt das Stadion. Für diese Platzauswahl war in erster Linie maßgebend die gute Verkehrslage und die Ueberlegung, daß ein solches Institut mit seinem Lärm und seinen Menschenmassen außerhalb und nicht innerhalb eines stillen Wohnquartieres zu liegen kommen sollte. Die Konkurrenzprojekte haben in dieser Beziehung eine weniger geschickte Lösung vorgeschlagen, indem sie den Sportplatz z. T. an die Aare, z. T. direkt ins Elfenaugebiet verlegen.

Die obigen Hinweise mögen diesen oder jenen unserer Leser veranlassen, die in Frage stehende Gegend wieder einmal auf einem Sonntagsspaziergang in Augenschein zu nehmen. Er wird sich vielleicht nicht ohne Gewinn den heutigen Zustand der Dinge noch einmal einprägen, um später, wenn die Gegend sich verwandelt haben wird im Geiste der neuen Zeit, ein interessantes Vergleichsbild im Gedächtnis bereit zu haben.

H. B.

Thuri.

Fortsetzung.

Eine alltägliche Geschichte von M. R.

Am Brunnen traf sie zwei Nachbarinnen, die hatten ihr manches zu erzählen; so ging es ein wenig lange, bis sie mit dem Einweichen der Wäsche fertig wurde. Die Sonne stand schon ganz hoch, es mußte wohl gegen halb Zwölf sein — eilig kam Frau Weber nach Hause, um nach der Suppe zu sehen, die sie aufgesetzt hatte. Das Feuer war noch nicht ausgegangen und die Suppe kochte. Während sie sie umrührte, fiel ihr Blick auf die Hose, in die der

Christen am Tage vorher ein Loch gerissen hatte. Vielleicht konnte sie den Riß noch schnell stopfen, bis der Mann heimkam und die Suppe fertig war. Bis zum Abend hatte sie sonst keine Zeit mehr und das Stopfen ging besser jetzt am Tage als abends beim Lampenlicht. Sie nahm ihre Nähmaschinen und setzte sich mit der Arbeit ans offene Fenster.

Der ganze Raum duftete nach der guten Kartoffelsuppe, die sie auf dem Feuer hatte. Die hatte der Christen gern — er würde Freude haben, wenn er zum Essen kam, und der Thuri auch. Da fiel ihr auf, daß der Thuri gar nicht zu sehen war. „Thuri!“ rief sie hinaus. Aber er antwortete nicht. „Er wird gerade auf der andern Seite spielen,“ dachte sie, „und gleich wiederkommen.“ — Ja, die Kartoffeln waren schön gewesen im letzten Jahr und hatten sich gut gehalten den Winter über. Diesmal müßte man schon mehr pflanzen als in den Jahren vorher — für den Thuri! Der aß schon sehr brav, darum war er auch so kräftig und immer gesund! „Thuri!“ rief sie noch einmal, „wo bist du, Thuri?“ Alles blieb still. Jetzt fiel ihr ein, daß sie ihn auch nicht gesehen hatte, als sie vom Brunnen zurückgekommen war. „Er wird hinübergelaufen sein zum Liseli,“ dachte sie — das war das Schwesterchen des Peterli, das gerade so alt war wie der Thuri, und die Kinder spielten viel zusammen. Aber nun wollte sie doch nachsehen, wo der Thuri war, es würde auch bald Essenszeit sein. Sie ging hinaus und sah erst noch einmal auf der andern Seite des Hauses nach. Aber beim Hause war der Thuri nirgends zu sehen. Es war so merkwürdig still um das Haus — fast ängstlich kam ihr diese Stille vor. Dann ging sie zu Frau Rünzi. Die stand gerade auf ihrer Laube, als Frau Weber kam. Sie hatte den Thuri nicht gesehen. „Ich glaube, das Liseli hat schon Langezeit nach ihm,“ sagte sie, und sie wollte noch weiter etwas vom Liseli erzählen, aber Frau Weber war eilig, fortzukommen. Es fing sie an, sich zu beunruhigen, wo der Thuri geblieben war. Bei Straßers konnte er noch sein, die Mädchen hatten ihn manchmal mitgenommen, wenn sie ihr jüngstes Schwesterchen spazieren fuhren; aber in der letzten Zeit war das selten vorgekommen. Straßers Klärli saß vor dem Hause und strickte. Der Thuri war nicht bei ihnen. Aber sie hatte ihn gesehen, als sie bei Webers Hause vorübergegangen war; das mochte dreiviertel Stunden her sein, da hatte er beim Hause gespielt. Frau Weber eilte wieder ihrem Hause zu. Daran hatte sie noch nicht gedacht: der Thuri war vielleicht dem Vater entgegengelassen. Von Hause aus konnte man den Weg nicht übersehen — der Gartenzaun und die Tanne dahinter verdeckten ihn. Sie lief bis zur Tanne und sah die Straße hinunter. Es war nichts zu sehen. Immer unruhiger wurde ihr zumut, während sie zum Hause zurückkehrte. Hinter dem Hause sah sie den Mann an der Jauchegrube stehen. Er stand gebückt, um mit dem Eimer zu schöpfen. „Wo ist der Thuri?“ rief er ihr entgegen, als er sie kommen sah. „Ich habe ihn eben überall gesucht,“ antwortete sie, „bei Rünzis und bei Straßers, aber er war nicht bei ihnen, und jetzt hatte ich gedacht, er werde dir entgegengelassen sein.“ Plötzlich sah sie, daß der Mann ganz bleich aussah — und seine Stimme hatte ja eben auch so sonderbar geklungen.

„Was ist dir, Christen?“ rief sie, heftig erschrocken. Aber zugleich fiel ihr Blick auf etwas, das machte ihr Herz still stehen vor Entsetzen: dicht am Rande der Grube stand die Schachtel, mit der der Thuri den ganzen Morgen gespielt hatte, und das Ende des Bindfadens hing hinunter in die Grube. Christen sah, wie die Frau zusammenschrak, und er wußte, daß sie denselben Gedanken hatte wie er: seit er die Schachtel mit dem hängenden Bindfaden bemerkt hatte, war diese entsetzliche Angst in ihm aufgestiegen, denn er hatte auch gesehen, wie der Thuri immer rückwärts gehend die Schachtel gezogen hatte — und eben war sein Eimer an etwas Festes gestoßen... Ein paar Augenblicke später sah Frau Weber, daß der Mann den Eimer langsam an der Wand der Grube in die Höhe zu schieben schien, und dann sah sie etwas auf-

tauchen — das wurde von dem Eimer getragen. Sie warf sich am Rande der Grube hin und griff mit den beiden Händen danach. Die Frau, die in allem so auf Sauberkeit hielt, fühlte kaum, wie widerwärtig das war. Sie hatte nur den einen Gedanken — ihr Kind zu retten. Sie riß ihm die Kleider herunter und stürzte mit ihm ins Haus. Auf dem Herde kochte das Wasser, und da stand auch noch die Waschbütte, mit der sie vom Brunnen zurückgekommen war. In fliegender Hast — und doch mit dieser erstickenen Angst, die jede Bewegung zu lähmen schien, machte sie ein Bad zurecht und begann den kleinen leblosen Körper zu waschen. „Jetzt wird er gleich zu sich kommen,“ suchte sie zu denken, „jetzt, jetzt, wenn Mund und Nase wieder frei sein werden und er atmen kann, jetzt wird er anfangen sich zu bewegen, wird schreien...“ Wie ihr ganzes Wesen sich sehnte nach diesem Schrei ihres Kindes! Aber zugleich stieg die Angst immer höher in ihrer Seele, daß sie seine Stimme nie, nie wieder hören würde. Sie drängte die Angst zurück: „Das ist nicht wahr!“ sagte etwas in ihr, wieder und wieder, „das ist nicht wahr — etwas so Entsetzliches kann gar nicht wahr sein!“

Der Mann wollte ihr erst nach ins Haus, aber dann fiel ihm etwas ein: der Doktor war vielleicht im Dorf — ja, richtig! es war Mittwoch, wenn er nur nicht schon fort war! Christen Weber stürzte zum Pfarrhaus, wo der Arzt des Nachbardorfes jeden Mittwoch seine Sprechstunde hatte. Der Doktor hatte eben seine Arbeit beendet und kam die Treppe herunter. Als er das bleiche, verstörte Gesicht des eilig auf ihn zukommenden Mannes sah, wußte er wohl, daß es sich um einen Unglücksfall handelte. „Was ist geschehen, Weber?“ rief er ihm entgegen. „Kommet schnell, Herr Doktor!“ und Christen Weber fügte hinzu — er konnte die Worte kaum sagen. — „Der Bub ist uns ins Jaucheloch... grad eben haben wir ihn gefunden.“ Während sie dem Hause zueilten, mußte er erzählen, wie es gewesen war. Aber das, was der Doktor vor allem wissen wollte: wie lange Zeit vergangen sein mochte, bis sie das Unglück entdeckt hatten — das konnte er nicht sagen, denn er war ja auf der Matte gewesen und die Frau am Brunnen.

Als sie in die Stube traten, stand Frau Weber noch über der Waschbütte gebeugt. Dem jungen Arzt krampfte sich das Herz zusammen, als er die verzweifelte Mutter und das Kind sah. Er dachte an seine junge Frau daheim und an seinen eigenen kleinen Bub, der im Alter des Thuri war. Ach, wenn er hier doch helfen könnte! Und er begann mit Frau Webers Hilfe zu tun, was sich noch irgend tun ließ. Als dem Kinde das Gesicht gereinigt war und Nase und Mund wieder frei, legten sie es auf das Bett, mit dem Gesicht nach unten, und der Arzt versuchte, die künstliche Atmung zu machen, wie bei Ertrunkenen oder Ersticken.

Christen Weber stand an die Wand gelehnt und sah unüberwandt zum Bett hinüber. Auch er fühlte, wie das Entsetzliche Besitz ergreifen sollte von seiner Seele, und er wehrte sich dagegen mit ganzer Kraft. „Es ist nicht möglich“, sagte es in ihm, „es kann gar nicht möglich sein.“ Aber er konnte kaum atmen, so preßte die Angst ihm die Brust zusammen. Er verfolgte jede Bewegung des Arztes. Der arbeitete schon so lange — da mußte doch noch Hoffnung sein! Jetzt, jetzt gleich würde der Thuri wieder zu sich kommen! Und wie wollten sie dann Sorge zu ihm tragen, er und die Frau, daß ihm nie wieder etwas zustößen konnte!

Und plötzlich erinnerte er sich, wie er vor etwa einer Woche in der Gaststube des „Kreuz“ gegessen, er und der Lehrer und der Straßer. Der Lehrer hatte aus der Zeitung vorgelesen, daß irgendwo im Kanton Zürich ein Kind in die Jauchegrube gefallen war. Und der Lehrer hatte sich entrüstet, was das für eine unverantwortliche Wirtschaft sei, daß immer und überall die Bauern während des Jaucheführens die Gruben offen stehen ließen, daß die Kinder hineinfallen könnten, statt daß man ein Geländer darum machen sollte oder einen Deckel darauf, den man leicht auf- und zumachen könnte. Der Straßer hatte dagegen geredet und gesagt, es

nähme ihn wunder, daß es anderwärts so dumme Kinder gebe. Hier habe doch noch nie ein Mensch die Grube während des Führens wieder zugedeckt, und es sei doch noch nie ein Kind hineingefallen! „Die Kinder sehen doch auch, ob ein Loch offen ist oder zugedeckt,“ hatte er gemeint. Aber daran hatten sie damals nicht gedacht, daß ein Kind beim Spielen rückwärts gehen könnte, wie der Thuri es heute getan, und daß das gescheiteste Kind dabei das Loch dann nicht sehen würde. Aber jetzt sollte er, Christen Weber, gewiß eine Vorrichtung machen, daß der Thuri nicht wieder hineinfallen konnte, gleich heute würde er daran arbeiten! Aber da kam wieder die entsetzliche Angst über ihn. Das alte Sprichwort fiel ihm ein: „Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, deckt man den Brunnen zu.“ Ein lautes Geräusch ließ ihn zusammenfahren: die Suppe kochte über und zischte auf der Herdplatte. Da fiel ihm ein, wie er hier hereingekommen war, als er von der Matte zurückkehrte. Er hatte die Frau fragen wollen, ob das Essen schon bereit sei, oder ob er noch einmal mit dem Kasten fahren solle. Da hatte es hier so schön geduftet, und er hatte sich auf die gute Suppe gefreut! Das war wohl nur eine Stunde her, aber es kam ihm vor, als seien Jahre seitdem vergangen. Wie war er glücklich gewesen, wenn er von der Arbeit heimkam, daß er sich mit Frau und Kind zusammen zum Tisch setzen konnte! Er hatte das noch nie so deutlich gefühlt, wie in diesem Augenblick! Wieder sah er angstvoll zum Doktor hin. Der stand noch immer über das Kind gebeugt. Aber jetzt richtete er sich langsam auf — er sah sehr müde aus und sehr bleich. Und dann klang durch die Stille der Stube eine Stimme, langsam und halb gedämpft: „Man kann nicht mehr helfen . . . es ist schon zu spät gewesen.“

Da wußten Christen Weber und seine Frau, daß das ganze Glück ihres Lebens zerstört war.

* * *

Ein Jahr war vergangen, und es kamen wieder schöne sonnige Frühlingstage. Da kam zur Osterzeit ein Herr ins Dorf, um dort seine Ferien zu verbringen. Er wollte sich freuen an den grünenden Wiesen mit den Frühlingsblumen, an den hohen Bergen ringsum und an den heimatlichen alten Häusern im Dorf; und wollte Augen und Herz ausruhen, ehe er zurück mußte an die Arbeit, zurück in die Stadt an seinen Schreibtisch. Er ging auch häufig an Christen Webers Hause vorüber und sah die junge Frau, die immer so still und ernst zu sein schien. Sie grüßten sich und sprachen manchmal ein Wort, vom Wetter oder von der Landwirtschaft. Eines Tages sagte er ihr im Gespräch, wie ihm das gefalle, daß jetzt, wo die Leute überall die Sauche führten, doch nirgends die Gruben offen stehen gelassen würden, wie es an so vielen andern Orten sei, daß man immer Angst habe, die kleinen Kinder könnten hineinfallen. Da fing die junge Frau plötzlich zu weinen an — und auf seine Frage hat sie ihm dann die Geschichte von ihrem Thuri erzählt. Zum Schluß sagte sie noch: „Hier ist das früher auch so gewesen, man hat manchmal von so einem Unglück in der Zeitung gelesen, aber das war dann an einem Ort passiert, von dem man nichts wußte, und wo man niemand kannte. Und da denkt dann niemand daran, daß es auch bei ihm zu Hause geschehen könnte — bis man es selbst erlebt hat. Wenn die Leute an allen Orten daran denken würden und es wüßten, wie das für die Eltern ist — dieses schreckliche Unglück würde nirgends mehr vorkommen.“

Seitdem mußte der Herr aus der Stadt immer an die traurige junge Frau denken — und auch an die Worte, die sie ihm zum Schluß gesagt hatte. Und da hat er gedacht, man mußte das, was ihm die Frau Weber erzählte, überall dort weitererzählen, wo es kleine Kinder und offenstehende Sauchegruben gibt. Vielleicht kann die Geschichte vom armen kleinen Thuri dazu beitragen, daß andere kleine Kinder, deren Eltern bei der Arbeit sind und nicht Zeit haben, auf sie zu achten, vor diesem entsetzlichen Schicksal bewahrt bleiben.

Zwei Gedichte von Ed. Chappuis, Bern.

Das Tippfräulein.

Die Sonne scheint, doch nicht dort innen,
Wo ich die Arbeit muß beginnen.
Ich sitze mutlos Stund für Stund
Und schlage mir die Finger wund.
Bin ja bezahlt und darf nicht klagen!
Wer wollte mich auch jemals fragen,
Ob eine Seele mir gegeben?
Ich soll ja nur die Hände regen! . . .
Ich soll nur immer fleißig tippen,
Wenn durstig heiß auch meine Lippen,
Wenn mir die Stirn, die Augen brennen,
Ich darf es niemandem bekennen.
Bin ja bezahlt! Was will ich weiter?
Als meine Pflicht tun brav und heiter.
Wenn auch die Seele weint und bricht,
Die Schreibmaschine fühlt es nicht! . . .
So schlepp' ich meines Lebens Tage,
Verbeiße meines Herzens Plage.

Der Kopist.

Zahlen, Zahlen,
Endlos malen!
Sätze schreiben, Bücher füllen
Und nie, nie die Sehnsucht stillen!
Spalten füllen,
Fremdem Willen
Stets mich beugen,
Niemals zeigen,
Daß man selber etwas ist,
Und nicht immer nur Kopist . . .
Wenn die Seite dann vollendet,
Schnell das Blatt nur umgewendet,
Denn es ist noch viel zu schreiben,
Um die Zeit mir zu vertreiben!
Will der Schreibkrampf mich befallen,
Tapfer nur die Hände ballen!
Zahlen, Zahlen,
Endlos malen,
Sätze schreiben, Bücher füllen
Und nie, nie die Sehnsucht stillen!

Stillstand, Rückschritt, Fortschritt.

Niemand weiß, ob Europa nicht vor einer langen Pause der politischen Entwicklung, vor der Konsolidierung der Staatsgewalten, kurz, vor einer reaktionären Epoche steht. Der russische Bolschewismus, der heute noch als Flammenherd einer proletarischen Revolution betrachtet wird, braucht es nicht unbedingt mehr zu sein. Ein konsolidierter russischer Staat mit einer neuen Beamten- und Militärklasse, die Regimentsgewalt und höheres Einkommen zu verteidigen hat, gleitet viel leichter als man annimmt in den Kreis der anerkannten festen Verhältnisse hinein und hat alsdann nicht mehr das geringste Interesse, die Solidität und Ordnung anderwärts zu stören.

„Gion weiß, was der Sack enthält“, lautet ein albanesisches Sprichwort. Gion legte nämlich Steine in den Sack, mit dem er seine Frau prügelte. So wissen die Bolschewiki genau, was sie zu tun haben, um den Beginn ihrer Herrschaft in Rußland vergessen zu machen, damit der furchtbar veränderte Fortgang möglich sein wird; darum ersehnen sie Deffnung der Grenzen, Einfuhr in schrankenlosem Maße, Anerkennung von seiten des Auslandes. Die fortlaufenden Friedensverhandlungen mit Armenien, Lettland und Finnland bezeugen diese Anstrengungen ebenso sehr wie die drohende Ausrufung einer persischen Sowietrepublik in Rescht am kaspischen Meer und die Verhandlungen Krassins mit Lloyd George, die so gar nicht vom Fleck kommen wollen, weil beide Herren immer mit einem Ohr auf die Nachrichten von der polnischen